

Hanjo Kesting

»Er fordert mich aus Hoffnung«

Max Frischs Berliner Journal

Max Frisch war einer der erfolgreichsten Schriftsteller seiner Generation, einer der meistgelesenen Romanciers und meistaufgeführten Theaterautoren. Eine Gesamtausgabe seiner Werke lag bereits zu Lebzeiten vor. Schweizer nach Habitus und Sprechweise, war er zugleich Weltbürger ohne Neigung zur Sesshaftigkeit: mit Domizilen in Zürich und New York, einem Landhaus in Berzona, als Nachbar von Alfred Andersch, und Zwischenwohnsitzen über längere Zeit, etwa den fünf römischen Jahren, zusammen mit Ingeborg Bachmann, und den Jahren in Berlin-Friedenau, seit 1973, in der Nachbarschaft von Grass, Enzensberger und Johnson.

Die Formel vom erfüllten Schriftstellerleben will dennoch auf Frisch nicht so recht passen. Da war zuviel Melancholie, Bitterkeit, auch Zweifel am eigenen Werk, zumal im Alter. Seine letzten Bücher, die Erzählungen *Montauk* und *Der Mensch erscheint im Holozän*, das Theaterstück *Triptychon*, waren Endspiele, nüchtern und scheinbar kunstlos, bestimmt von den Themen Alter und Tod.

The artist as an old man – das ist ein durchgehendes Motiv auch in dem jetzt erschienenen *Berliner Tagebuch* der Jahre 1973/74. Vom Autor mit einer Sperrfrist von 20 Jahren versehen, ist es jetzt aus dem Nachlass erschienen. Gleich zu Anfang der Satz: »Das Bewusstsein, dass ich noch drei oder vier Jahre habe ...«. Und später: »Gelegentlich wundere ich mich, dass ich 62 werde. Kein körperliches Gefühl davon, dass es in wenigen Jahren zu Ende ist. Wie bei einem Blick auf die Uhr. So spät ist es schon?«

Für Frisch waren die ersten Berliner Jahre keine besonders produktive Zeit, auch wenn er täglich sechs bis acht Stunden am

Schreibtisch saß. Über das Resultat seiner Arbeit notiert er: »Meistens brauche ich es nicht einmal wiederzulesen, um zu wissen, dass alles unbrauchbar ist.« Seine Selbstkritik ist grundsätzlicher Natur, fast im Sinne der berühmten Kafka-Maxime: »... jeden Tag soll zumindest eine Zeile gegen mich gerichtet werden wie man die Fernrohre gegen den Kometen richtet.« Auch die früheren Arbeiten bleiben von seiner Kritik nicht verschont, er findet sie »flach«, wenn auch »viel brauchbarer«. Erschrocken fragt er sich, ob es vielleicht eine Altersfrage, ein Potenzproblem ist. Denn auch das literarische Schreiben ist in seinen Augen eine hormonbestimmte Tätigkeit, vergleichbar dem geschlechtlichen Vorgang. Die eigene Sprache erscheint ihm unsinnlich, ungegenständlich, ohne Körper, ohne Geruch, seine Wörter »wie ausgelöscht«, ohne Hall: bloße Chiffren, »aber eben nicht das Ding selbst«.

Seit seiner frühen Zeit war Max Frisch ein Autor, den es zur Selbstanalyse und somit zum Tagebuch drängte. Er selbst hat es mit den Worten ausgedrückt: »Ich komme nämlich nicht von der Literatur, sondern von der *Der Notwehr-* Eigenerfahrung her und *schriftsteller* würde, wenn man das Wort nicht missbrauchen will, mich zu der Gattung der Notwehrschriftsteller rechnen.« Seine Tagebücher, in den späten 40er und späten 60er Jahren in zwei großen Komplexen veröffentlicht, bilden einen integralen Teil seines Werkes und stehen gleichberechtigt neben den Romanen und Theaterstücken. Das frühe Tagebuch der Jahre 1946 bis 1949, ein wohlkomponiertes Mosaik aus Werkstattbericht, Notizbuch und *Journal intime*, enthält zahlreiche Entwürfe zu späteren Arbeiten und stellt die Keim-

zelle von Frischs gesamtem Werk dar. Hier beginnt auch bereits das Versteck- und Maskenspiel mit dem eigenen Ich als Grundmuster seiner Bücher, wobei die Selbstanalyse paradoxerweise ein Ich erkennen lässt, das sich fortwährend verwandelt. Dagegen muss das spätere Tagebuch von 1966 bis 1971, aus der Zeit des Vietnam-Krieges, der Studentenunruhen in Westeuropa und des Prager Frühlings, vor allem als Zeitchronik gelesen werden, als Auseinandersetzung eines Intellektuellen mit den Fragen der Zeit.

Beide Elemente, Selbstanalyse und Zeitchronik, werden im Berliner Tagebuch zusammenggeführt. Es umfasst im Manuskript fünf Hefte, von denen die letzten drei aufgrund ihres überwiegend privaten Charakters von der Publikation ausgeschlossen wurden. Aber auch die ersten beiden jetzt veröffentlichten Hefte enthalten, wie der Herausgeber vermerkt, kleinere Auslassungen »aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen«. So ist der Titel *Aus dem Berliner Journal* ein Versuch, diesem Sachverhalt gerecht zu werden. Man muss hinzufügen: Es ist nicht die literarische Sensation, als die der Verlag das Buch angekündigt hat, dem Radius nach ist das Berliner Journal schmalere als die früheren Tagebücher, weniger belangvoll, in den einzelnen Notizen zwar präzise ausgearbeitet, aber nicht mehr sehr sorgfältig komponiert.

Am meisten interessieren einige Porträts von Schriftstellerkollegen sowie die Momentaufnahmen aus dem literarischen Leben der DDR. Das damalige Ost-Berlin war für Frisch offenbar interessanter als seine nähere Umgebung in Friedenau, einerseits Fremde, wo er das mangelnde Selbstvertrauen seiner Ost-Kollegen und ihre Isolation registriert, aber auch ihren Opportunismus, ihre Anpassung, das Sich-Verstecken, das beredete Schweigen auf Versammlungen und im Gespräch, nicht zuletzt das Labyrinth ei-

nes Staats- und Funktionsapparates, dessen Funktionsweise keiner wirklich zu durchschauen vermag. Auf der anderen Seite verspürt er eine seltsame, fast exotische Faszination durch dieses heute nicht mehr existierende Land, eine Faszination, die vor allem von der großen Bedeutung herrührt, die man dort der Literatur beimisst: »In jedem Gespräch ist hier zu spüren, dass sie eine Funktion hat.« Andererseits schreibt er: »Denken und Veröffentlichungen sind zweierlei«, nicht ohne hinzuzufügen: »Das schärft vielleicht das Denken« Man kann sich an Ernst Jüngers Diktum, dass die Zensur den Stil verfeinere, erinnern fühlen. Geradezu prophetisch, was Frisch über Wolf Biermann, noch zu dessen DDR-Zeiten, schreibt: »Seine Biographie und sein revolutionärer Auftrag sind eins. Wenn er in den Westen überwechselte, gäbe es keinen Wolf Biermann mehr...«

In Frischs Schriftstellerporträts beeindruckt das Bemühen um Gerechtigkeit, niemals fällt ein gehässiger Satz. Von Enzensberger lässt er sich charmieren, er bewundert seine ungewöhnliche Intelligenz. Dann aber die Feststellung: »Intelligenz allein [reicht] nicht aus, um eine Person glaubwürdig zu machen.« Über Grass: »Er repräsentiert BRD [mehr] als irgendein anderer.« Andererseits hält er Grass' Politisierung und seine Neigung zu öffentlicher Äußerung für ein schleichendes Gift, das stark genug ist, die literarische Potenz allmählich zu zerstören. Merkwürdig nur, dass Frisch selbst, vielleicht vom Vorbild Grass angespornt, sich in den folgenden Jahren immer stärker in die Politik einmischte: von der Begleitung des Kanzlers Helmut Schmidt auf einer Chinareise 1975 bis zur Rede auf dem SPD-Parteitag in Hamburg zwei Jahre später.

Besonders interessant ist Frischs Auseinandersetzung mit Uwe Johnson, der damals gerade den dritten Band der *Jahrestage* abgeschlossen hatte. Er findet ihn mühsam und herausfordernd, beobachtet

Kollegen in Ost und West

sogar eine Tendenz zu staatsanwaltlicher Unerbittlichkeit, ohne doch seine Sympathie für den Jüngeren dadurch einzubüßen. Er sieht in Johnsons Strenge eher eine Auszeichnung: »Er fordert mich. Er fordert nicht wie so viele Kluge, um sich bestätigt zu sehen, er fordert mich aus Hoffnung.« Johnson blieb auch in den folgenden Jahren Frischs wichtigste Vertrauensperson, er war der einzige, dem er später eine Kopie des Berliner Journals zur Lektüre anvertraute.

Eine längere Niederschrift des *Berliner Journals* gilt Alfred Andersch, mit dem es einige Zeit zuvor zum Zerwürfnis gekom-

Das Zerwürfnis mit Andersch

men war. Frisch hatte Andersch in einem Text porträtiert, den er den Nachbar aus Berzona, um ihn nicht zu kränken, vor der geplanten Veröffentlichung lesen ließ. Die befürchtete Kränkung stellte sich unverzüglich ein. Frischs Text lässt sich nachlesen in dem soeben bei Diogenes veröffentlichten Briefwechsel mit Andersch, der sicher nicht zu den großen literarischen Briefwechseln zählt, aber doch aufschlussreich ist sowohl für die frühen Nachkriegsjahrzehnte als auch für die beiden Autoren. Anderschs strenges Avantgardebewusstsein sollte im Klima der Adenauer-Zeit sicher provozierend wirken, und man findet es in den Worten, mit denen er Frisch 1957 um den Vorabdruck eines Textes aus *Homo faber* für seine Zeitschrift *Texte und Zeichen* bat: »Wählen Sie bitte einen stilistisch und inhaltlich möglichst schockierenden und gewagten Abschnitt.« Andersch lebte ganz für die Literatur, er führte, wie Max Frisch bald erkannte, »eine Existenz qua Schriftsteller«. Die Formulierung steht in eben der Tagebuchnotiz, die dann zum Zerwürfnis führte. Dass Frisch sie Andersch zu le-

sen gab, war eine merkwürdige Fehlleistung, denn für einen Schriftsteller liegt die Kränkung nicht in der Tatsache der Publikation, sondern im Text, der in diesem Fall nicht mehr als eine Momentaufnahme war. Frisch spricht hier merkwürdig distanziert über Andersch wie über einen Autor, bei dem er zwei Stunden zu Besuch war, nicht aber über einen Kollegen, den er seit 15 Jahren kennt und mit dem er die Hälfte dieser Zeit in nachbarschaftlichem Umgang verbracht hat. Was angemessen gewesen wäre, sagte Frisch erst viele Jahre später in seiner Rede zum 65. Geburtstag von Andersch, ein Jahr vor dessen Tod – da hatten sie sich wieder versöhnt.

Das *Berliner Journal* endet ziemlich abrupt im März 1974 mit dessen Aufbruch nach New York. Dort trat er wenig später mit der 32 Jahre jüngeren Lektorin Alice Locke-Carey eine Reise nach Montauk an – Ausgangspunkt der berühmten Erzählung, die nach dem Dorf auf Long Island benannt ist. Zwischen dieser Erzählung und dem Journal gibt es eine Reihe von wichtigen Bezügen. So steht im Journal unter dem Datum des 18. März 1973 die Notiz: »Die Langeweile zu leben. Weil durch ›leben‹ kaum eine neue Erfahrung aufkommt. Wenn es zu Erfahrungen kommt, so nur noch durch Schreiben.« Frisch war ein haushälterischer Autor, er achtete darauf, dass nichts verloren ging. Was er hier festhielt, kehrt später fast wortgleich in der Erzählung wieder, zugespitzt zu dem Satz: »Leben ist langweilig, ich mache Erfahrungen nur noch, wenn ich schreibe.«

Max Frisch: Aus dem Berliner Journal (Hg. von Thomas Strässle). Suhrkamp, Berlin 2014, 235 S., 20,00 €. – *Alfred Andersch/Max Frisch: Briefwechsel* (Hg. von Jan Bürger). Diogenes, Zürich 2014, 186 S., 19,90 €.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: *Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahren, woher wir kommen.*